

sch natürlich die pantinentransparenzen Bauern veranlaßt gewesen, abermals durch entsprechende Erhöhung den Preis der Waare mit dem der Holzschäge in Einklang zu bringen, was, wie die Sachverständigen erklären, ein durchaus normaler wirtschaftlicher Vorgang ist. Die Pariser Straßenkehrer haben beschlossen, in einem der elegantesten Pariser Restaurants eine Versammlung abzuhalten, um die Maßnahmen gegen ihre drückende Notlage zu beraten. Der Preis für das anschließende Frühstück beträgt 1200 Francs für ein Gedeck. Das bringt mich, der ich belnahe verhungert bin auf einen Gedanken, den ich schon längst hätte ausführen sollen. Sofort wird er jetzt aber verworfen, und alsobald geht es mir vortrefflich; ich habe mir soeben bei dem elegantesten Schneider, bei dem ich in einer Autobrosche vorfuhr, einen Anzug anmaßen lassen. Ich bin ein Protestarier, ein Straßenkehrer geworden und darf deshalb jetzt auch meine Wahlgelien in dem vornehmen Restaurant einnehmen, das meine Arbeitsgenossen zu besuchen pflegen. Als Schriftsteller konnte ich bei achtzehnhundert Arbeitstagen meinen Hunger nicht mehr stillen, heute arbeite ich als Straßenkehrer nur sechs Stunden, was mir eine Entlohnung von 500 Francs pro Tag einträgt, und es hindert mich abermals nichts, nach dem heterodoxen schriftstellerisch tätig zu sein und mir dadurch einen kleinen Nebenverdienst zu schaffen."

Bunte Zeitung.

Die bedrohte Wissenschaft.

Einige Jahre vor dem Kriege hatten sich die Vertreter der orientalischen Philologie zur Abhaltung ihres in regelmäßigen Abständen stattfindenden Weltkongresses in Algier verammelt. Man hatte als Versammlungsort gerade Algier gewählt, weil die arabischen Stadt viele Araber beherbergt, die sich des Russes ausgezeichneter Philologen erfreuen. Aber eben diese übliche Wahl sollte den europäischen Philologen zum Unglück ausfallen. Ein europäischer Gelehrter, der in seinem Fach als Autorität gilt, machte nämlich den Kongress eine Mitteilung, die dem Sinne nach lautete: die heutigen literarischen und wissenschaftlichen Dokumente in arabischer Sprache, die wir aus der Mosam und vorangehenden Jahrhunderten besitzen, erbringen uns bisherlich den Beweis, daß der Koran große Fehler der Grammatik und Syntax enthält. Das braucht auch nicht weiter zu überlassen. Der Kameelreiter Mohammed konnte, wie jedermann weiß, weder schreiben noch lesen, ja, selbst seine Sprache war nicht fehlerlos. Der Koran, der Mohammed mündlich Vortrag sein Entschien verbandt, und der erst nach Mohammeds Tode schriftlich niedergelegt wurde, stimmte deshalb von Sprachfehler, die dann infolge der einzigartigen Stellung des Korans als feststehende Regeln ein Heilmittel in der arabischen Grammatik erhalten haben.

Diese Ausführungen erzielten auf den Vätern der arabischen Wissenschaften, die dem Kongress als Gäste betwordnen, natürlich sofort einen Sturm des Unwillens und der empfindlichen Entrüstung. Man denke aber auch! Der Koran ist bekanntlich Mohammed von Allah selbst durch den Mund des Erzengels Gabriel diktiert worden. Man konnte doch unmöglich zugeben, daß Allah in eigener Person grammatische Fehler gemacht habe. Die arabischen Philologen, denen die europäischen Kollegen mit der Einladung zum Kongresse eine hohe Ehre erwiesen zu haben glaubten, wichen also schamlos und nutzlos ab und das Vokal, wanken durch die Straßen und alarmierten ihre Glaubensbrüder mit dem Ruf, daß aus Europa Ungläubige gekommen seien, die, schwarz vor Aufruhrigkeit, den wahren Glauben lästern. Alsobald griff die Bevölkerung zu ihren Knäpeln, und die Herrn Philologen wäre es um ein Haar recht übel ergangen. Angeführt der herantretenden Araber mußte der Kongress schleunigst gelöst werden. Einarberlegungen mit der mohammedanischen Philologie von Resolution zur Annahme, die besagte, daß in der Folge niemals wieder eine muslimännische Stadt als Versammlungsort gewählt werden solle, um doch lieber beratigen Ausweise Weise wert," sagte bekanntlich Heinrich IV., als es sich vornherein aus dem Wege zu gehen.

Was in Paris das Gerücht tönt. Paris ist wohl eine Waise wert" sagte bekanntlich Heinrich IV., als es sich für ihn darum handelte, den französischen Königsthrone zu bestiegen. So billig wie damals kommt freilich heute eine

Waise nicht mehr zu sehen; denn auch die Sähe für das Messelchen haben heute in Frankreich eine erhebliche Erhöhung erfahren. Was ist in der Jetztzeit überhaupt nicht teurer geworden? Ein Eingeweihter hat beispielsweise ausgerechnet, daß der, der heute in Paris in halbwegs anständiger Form in den Käfen der Götter einkaufen will, für diese Fahrt ins Glück mindestens einen Barbetrag von 20000 Francs zur Verfügung haben muß. Setzt man die Verlobungszeit auch nur auf vier Wochen an, so muß der Bräutigam doch jede Woche mindestens 60 Francs für einen Blumenstrauß ausgeben, was für die Verlobungszeit einen Betrag von 240 Francs ausmacht. Ein Brautgeschenk in Form eines Ringes oder einer Uhr berechnet sich mindestens auf 2000 Francs, wozu noch die zwei Eheringe im Betrage von 200 Francs treten. Für den Hochzeitanzug einschließlich des Händlers und der Hochzeit muß der Bräutigam 1000 Francs anlegen, und das Hochzeitkleid der Braut einschließlich Schleiern und Schuhen wird mit 2000 Francs währlich nicht zu hoch bezahlt sein. Das drum und dran von Kleinigkeiten berechnet sich in bescheidenem Ausmaß mindestens auf weitere 3000 Francs. Für die Möbel einer Dreizehnzimmerwohnung nebst Küche sind niedrig gerechnet rund 15000 Francs erforderlich. Von der Hochzeitausstattung des Paares ist dabei noch garnicht einmal die Rede. Die Kosten des Hochzeitmahles selbst sind bei 50 eingeladenen Gästen auf mindestens 2000 Francs zu bezuschlagen. Dazu kommen noch Trinkgelber und Wagen mit 480 Francs, so daß insgesamt der ungläubliche Betrag von nahe an 24000 Francs zusammenkommt.

Der Extravergang als vollständiger Steuerzahler. Wie Pariser Wähler denken, ist der frühere deutsche Kronprinz der vollständigen Steuererhöhdungskommission auf Grund eines Einkommens von 800 000 Gulden zur Steuer herangezogen worden.

Literatur.

Eine neue alpine Zeitschrift. Der Verlag „Der Alpenfreund“, München, Bayl., hat das erste Heft der illustrierten Alpinen Monatshefte „Der Alpenfreund“ für den vorletzten Zeit herausgebracht. Der neue Alpenfreund erscheint in viel schönerem Gewande wie der frühere. Volle Anerkennung verdient die Ausstattung, ebenso der Druck, den die Kunstsanität H. W. u. a. n. n. H. G., München, bestellte. Der Herausgeber, Prof. Jul. Schöpflin, verstand es, sich die besten Kräfte bündeln zu machen, und die zahlreichen Bilderbeiträge von Schöpflin, Hörmann, an der Kammerhütte im Karwendel, Gemälde von Ernst Mayr und „Wintereinbruch“ nicht minder wird man die Vollbilder begrüßen: „Sonnenuntergang am Tauernpaß“, Aufnahme von G. J. Luther, „Wald im Grindelwald mit Fiescherbörner“, Aufnahme von H. Pfister und „Natterlitz“, (Gemein mit Jungen), Zeichnung von G. J. Hoch. Ein tiefenstudenes Gedicht von A. Sturm und ein Geleitwort eröffnen den textlichen Teil. Anschließend folgt Dr. H. Dreyer über das verlorene Deutsch-Südtirol. Ein Aufsatz „Der D. u. O. A. B. an der Schwelle einer neuen Entwicklung“ gibt ein Bild von der bisherigen Vereinsgeschichte. „Bergräber in der Riesener-Gruppe“ überführt der bekannte alpine Maler Reichert seinen Aufsatz, dem er drei Zeichnungen beigegeben hat. Der Hand führt uns hinab unter die Eishaube des Deckles, und läßt uns ahnen, welche Mühsale und Keilen die Verteiliger Südtirols im Gletscherkrieg zu erdulden hatten. France erzählt von dem Hochgebirge unter Wänden und entrollt ein Bild der geologischen Vorgänge unter letztere engeren Delmat. Alfred Doll schilbert in glänzender Vagellichkeit „Wintereinbruch“ im Allgäu und Ernst Engenderger legt die Bedeutung der Fliedlanfektionen für die alpine Jagdenbewegung hervor. Margarete Grobe unterführt mit einem interessanten Aufsatz: „Ist die Frau zum Alpinismus berechtigt“, die Beiträger des „Alpenfreund“, auch dem weiblichen Alpinismus zu seinem Recht zu verhelfen. Dem Lichtbildner ist ein kurzer Aufsatz von dem bekannten Hochgebirgsphotographen Dr. Kaufmann betitelt: „Winterport-Photographie“ gewidmet. Schubarth bietet in seiner Kreuzschiffe eine seiner ergreifendsten Jagdenovellen. Welche weiß mit einer Tiroler Humoreste den Leser in bessere Stimmung zu versetzen. Treffsinnige alpine Gedichte geben Schanderl, Schubarth und Wallpach.

Zu beziehen durch die

Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Or. Ulrichstr. 6. Nr. 4023

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 20

Sonnabend, den 24. Januar

1920

Hans der Sieger.

Roman von Richard Stouronnel.

2. Fortsetzung.

Damals hatte Jochen auch als getreuer Effeher neben ihm gestanden und ihm geraten: „Zieh ihn jetzt aus den bunten Rod, mein Jungchen, denn jetzt ist es noch Zeit und du hast einen anständigen Grund, den königlichen Dienst zu quittieren.“ Returen zu drillen und einen Zug mit Anstand vorzunehmen, dafür sind genug arden da, und das ist nicht die Aufgabe, die dir durch deine Geburt und vom Schicksal bestimmt ist. Und wenn du die Pflichten, die du als Erbe eines so großen Reiches übernommen hast, nur richtig aufzufassen, dann kannst du dich hier auf deiner väterlichen Scholle mit gutem Recht mehr als Vaterlandsverteidiger fühlen, als wenn du an der Spitze deiner dreißig Männerchen zur Feldbestäubung ausreißt.“

Da war er in seine Garnison zurückgereist mit dem festen Vorsatz, seinen Willen einzureichen. Und dieser feste Vorsatz hatte vorgehalten — bis etwa eine Stunde vor seinem Aufsteigen. Nicht daß er da schon ganz und gar umgefallen wäre, aber er geriet doch schon etwas ins Schwanken, und zwar aus einer ganz absonderlichen Ursache.

Durch Berlin war er durcheinander, ohne sich aufzuhalten. Er hätte zwar einiges zu besorgen gehabt, verlohnt es aber bis zu seiner Rückkehr nach Hof, die er ja so wie so in spätestens acht Tagen antreten mußte. Nicht einmal in seiner kleinen Jagdschloßwohnung in der Dorochefenstraße, die er sich der Bequemlichkeit halber, für seine häufigen Besuche in der Hauptstadt eingerichtet hatte, sprach er vor, obwohl er wußte, daß er dort, gerade um diese Nachmittagsstunde herum, sicher erwartet wurde. Das mußte ja nun alles aufhören, und wenn ihm auch die Lösung dieses Verhältnisses jetzt keine besonderen Schmerzen bereite, bequemer war es jedenfalls, auch dies bis auf die Rückreise zu verschieben.

So war er denn vom Lehrtor Bahnhof geradezuwegs nach der Fiedlerstraße gefahren und hatte sich in dem einzigen Koupe erster Klasse, das der Personenzug mit sich führte, bequem gemacht. Da, kaum eine halbe Minute vor der Abfahrtszeit, wird die Tür aufgeschoben, der Schaffner hebt ein paar blondköpfige Kinder hinein, es folgen eine Art von Gouvernante oder Kinderfräulein und eine unzählige Menge von Süßbacken und Gepäckstücken, schließlich — etwas außer Atem — eine verheiratete Dame in einem pergrauen, mit dunklem Pelz besetzten Reifrock. Hans' s'ich sich verdrossen in seine Ecke setzen, die Dame greift ins Portemonnaie und gibt, ohne zu zählen, dem einen der Gepäckträger eine handvoll Münzen mit der kurzen Anweisung, mit dem anderen zu teilen, der Schaffner schlägt die Koupertür zu, und der Zug geht weiter.

Jetzt schlägt die Dame den Schleiter zurück, wirft einen flüchtigen Blick auf ihren Reifrock und wendet sich mit ein paar verworrenen Worten an die beiden Kleinen, die am das Vorrecht des Haltens einer der vielen Süßbacken ins Streiten geraten sind.

Hans hatte zum Fenster hinausesehen, bei dem Klänge der seltsamen tiefen Frauenstimme wendet er den Kopf, und da, in diesem Augenblicke war es, wo seine festen Vorsätze — ihm selbst freilich noch unbewußt — zum erstenmal feste ins Schwanken gerieten. So etwas Aufschönes von Frau war ihm im Leben noch nicht begegnet. Auf einem ihrerlichen, aber doch vollen Körper einer jener kräftigenden Körper, nach denen man sich un-

sieht, wenn man an ihnen auf der Straße vorbeigeht. Nicht blondes Haar, das in zwei dicken Flechten herabhing, wohl weil es zu stark war, als daß es in einer der modernen Frisuren hätte untergebracht werden können, und ein süßes, etwas unregelmäßiges Gesichtchen, in dem un'er dunklen und an der Nasenwurzel zusammengewachsenen Brauen ein Paar blaue Augen standen, so groß und leuchtend, daß man von dem ganzen Gesicht zunächst nichts sah, als diese Augen. Und dazu diese feine Nase, die fast etwas Männliches an sich hatte, aber mit ihrem weichen Wohlmut sich einschmeichelnd in das Ohr des Hörers legte. . . .

Hans hatte in der ersten Ueberraschung die Damen wohl etwas zudringlich angesehen, er merkte, daß sie eine kleine, ungewohnte Bewegung mit dem Kopfe machte, und wandte sich wieder zu seinem Fenster.

Alexanderplatz, Schleißer Bahnhof — der Schaffner erblin in der geöffneten Tür, um die Fahrkarten nachzugeben. „Alles nach Liebenwalde, so danke schön!“ Die Tür flog zu, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Die Dame fuhr aus nach Liebenwalde? Hans wandte daraufhin unwillkürlich den Kopf und sah sie noch einmal genauer an. Er kannte in dem kleinen Reite, in dem er nun schon länger als acht Jahre stand, tatsächlich jeden Menschen, unterschied sogar die Schulkinder nach ihrer Zugehörigkeit zu ihren diversen Elternhäusern — da ihm nun eine solche blödenbe Erscheinung unmöglich hätte verborgen bleiben können, so mußte die Dame also eine Fremde sein. Dber vielleicht fuhr sie dorthin zu Angehörigen auf Besuch?

Das war aber auch nicht recht wahrscheinlich, denn wer sollte wohl zur Winterrzeit auf Besuch nach Liebenwalde fahren, ohne daß er es in dem engen Kreise, in dem sich dort der Verkehr bewegte, erfahren hätte?

Alles eine Fremde. Aber wer und woher? Da fuhr es ihm mit einmal durch den Kopf: Herrgott, kein Regiment hätte ja in den vierzehn Tagen seines Urlaubes einen neuen Kommandeur bekommen, einen Oberleutnant von Kottering von den 29. Dragonern, seine schöne Reifejahrtin konnte also niemand anders sein, als seine neue Kommandeurin.

Schon die nächsten Minuten sollten ihm die Gewißheit bringen, daß er sich in seiner Vermutung nicht getäuscht hatte. Die Dame wandte sich zu ihm um — er merkte es ihr an, daß sie schon ein Weilschen mit dem Entschlusse kämpfte, ihn anzupfeifen — und fragte: „Verzeihung, mein Herr, ich höre vorhin, Sie fahren auch nach Liebenwalde . . . kennen Sie das Städtchen?“

Hans verneigte sich leicht. „Zu dienen, gnädige Frau.“ „Wie lebt es sich denn dort?“ „Ich wohne, es geht. Es liegt so nahe bei Berlin . . .“ Sein Gegenüber lachte kurz auf; ein merkwürdig wohl lautendes Lachen, als wenn eine festgestimmte Glocke angeschlagen würde. „Na ja, das war auch mein einziger Trost, als mein Mann mit einmal dorthin versetzt wurde.“

Hans nahm die Hand zuzummen und sogte respektvoll: „Dann gestalten gnädigste Frau wohl, mich vorzustellen. Hans von Welenitz, Secondeleutnant von — Ihrem Regiment.“

Sein Gegenüber sah ihn erstaunt an. „Woher wissen Sie denn das?“ „Aber ich bitte Sie, gnädigste Frau, das war doch ja naheliegend.“ erwiderte Hans mit einem kühlen Adels-

„Eine Dame, die nach Liebenwalde fährt und die ich nicht kenne; die ich außerdem,“ er wies mit einer leichten Handbewegung auf die zahlreichen Gespräche, „augenscheinlich für einen längeren Aufenthalt eingerichtet hat . . . dazu die mit bekannter Befehung Ihres Herrn Gemahls, da gehörte wohl kein befonderer Schatz!“ In dem, um zu erraten, daß ich die Ehre habe, mit der Gattin meines neuen Kommandeurs zusammen zu sein. „Nicht wahr?“

„Nun ja, Sie haben recht, Herr von . . .“

Sans merkte, daß sein Gegenüber nach dem Namen suchte, und ergänzte beiläufig oder distinkt „Malenitz“.

„Herr von Malenitz,“ Sie vermutete auch sofort, daß ich ein Herr meines Regiments vor mir hätte, der auf einen Sprung nach Berlin gefahren war, sonst hätte ich Sie nicht angeprochen. Nun aber im Ernst: wie lebt es sich in Liebenwalde?“

„Ja, gnädigste Frau, das kommt ganz auf die Ansprüche an, die man hat.“ Mit von Hause aus ein unzufriedener Mensch, der an dieses kleine märkische Landstädtchen als vermehrter Eroberter herangeht, so wird man stellenlich manchen Grund zur Unzufriedenheit haben. Die Kleinlichkeit auf den Straßen läßt ebensoviel zu wünschen übrig als die Beschränkung, und das Bier im Gasteller ist manchmal nicht zum . . . aber, Pardon, das letzte dürfte Sie kaum interessieren.“

Seine Kellergesährtin lachte wieder, ohne es zu ahnen, daß der Schalk da ihr gegenüber es mit dieser leichten Bemerkung nur darauf angelegt hatte, sie zum Lachen zu bringen.

„Doch,“ erwiderte sie, „das interessiert mich sogar sehr. Mein Mann liebt es, am Abend im Kreise seiner Kameraden einen Sektier zu trinken; wenn Sie ihn also dazwischen bei guter Laune erhalten wollen, so sorgen Sie dafür, daß das Bier in Ihrem Gasteller stets von gleichmäÙiger Güte ist.“

Sans hatte etwas auf der Zunge, wie: „Wenn ich doch eine Frau zu Hause hätte, würde ich nicht jeden Abend in den Gasteller gehen,“ es fiel ihm aber noch rechtzeitig ein, daß die junge Dame, die ihm da gegenüber saß, ja seine Kommandante war. Und bei sich dachte er: „Werdamm, wie der Verkehr mit den kleinen Berliner Mädchen doch auf die Umgangsformen einwirkt. Man läßt sich gehen, ohne daß man's selber merkt.“ Er unterdrückte also die Bemerkung und beugte sich, zu verhindern, daß sich das Regiment nach einem so lebenswichtigen Kommandeur schon längst geföhnt hätte. Der schließlich sei ein einflussreicher und schwer zugänglicher Herr gewesen, den seine Leutnants nur auf dem Erzerstplatz zu Gesicht bekommen hätten oder wenn sie wegen irgend einer Liebelist verrufen werden sollten.

„Da ist mein Mann allerdings anders geartet,“ erwiderte Frau von Rotterring, „er ist die Güte und das Wohlwollen selbst.“

Bei den letzten Worten nahm ihre Stimme unwillkürlich einen innigen Klang an, und Sans hatte den Eindruck, daß diese Frau ihren Mann sehr lieb haben mußte. Sie sah zum Fenster hinaus, und das Gespräch geriet ein Weichen ins Stoden, bis sie sich an Hans mit der Frage wandte, wie eigentlich die Damen seien, mit denen man in Liebenwalde verkehrt.

Sans zuckte mit den Achseln.

„So das Uebliche. Vier Damen vom Regiment, die Doktors- und die Bürgermeistersfrau und eine verwitwete Regierungsrätin, deren Diners sich außerdem dadurch auszeichnen, daß es häußer keine Nigarren gibt.“

„Ja, weshalb gehen Sie denn dorthin?“ fragte Frau von Rotterring etwas verwundert. „Es nötigt Sie doch niemand dazu, in einem solchen Hause zu verkehren?“

„Doch,“ erwiderte Hans schneidbar ernsthaft. „Erstens ist es ein Vergnügen, das fast so alt wie das Regiment — als ich zum Beispiel eintrat, wurde ich sofort darauf aufmerksam gemacht, der Regierungsrätin ja meinen Besuch abzuhalten — und zweitens ist es ein Gebot der Klugheit. Die Dame hat nämlich ungeheuer viel Zeit und erfährt daher alles.“

„Ah, ich verstehe,“ sagte Frau von Rotterring lächelnd, „wenn man bei ihr gut angekleidet geht, dann erzählt sie's nicht weiter?“

„Da tun gnädigste Frau der Dame nun unrecht. Weiter erzählen tut sie's auf jeden Fall, nur bei ihren Freunden hütet sie sich vor allzu argen Liebertreibungen.“

„Und die Damen aus dem Regiment . . . jung oder alt?“

„Ueber Hansens Gesicht floß ein diplomatisches Lächeln.“

„Ich glaube schließlich bespaun zu dürfen, daß gnädigste Frau in diesem Kreise vielleicht die Jüngste sein werden.“

Und im Tone aufschreiigen Bedauern sagte er hinzu: „Schabel geht, wo es zum erstenmal in Liebenwalde wieder sein werden kann, werde ich nichts davon haben.“

„Wieso?“

„Ich fahre nur nach Liebenwalde zurück, um mit meinen Kameraden einen betrüblichen Achselhohopfen zu feiern.“

„Sind Sie denn verheiratet?“

„Nein, aber ich bin leider genötigt, meinen Abschied einzureichen.“ Und um jedem Mißverständnis von vorn herein die Spitze abzubrochen, setzte er hinzu: „Mein Vater ist vor vierzehn Tagen gestorben, und da muß ich nach Hause.“

Frau von Rotterring freute sich in aufschreiigen Teilnahme die Hand entgegen, ohne irgend ein banales Trostwort zu äußern. Eine schlanke, aber kräftige Hand, deren Wärme durch den feinen grauen Handschuh zu spüren war. Sie sah sich einen Moment lang fleißig in die Augen, und da war es vielleicht, wo sich zwischen diesen beiden, vom Zufall zusammengeführten Menschenkindern diese geheimnisvolle Hand der Sympathie knüpfte, das mit einmahl da ist, ohne daß man weiß, woher es gekommen ist; jenes Etwas, das ein- und-umdenk, ohne daß man kaum mehr als ein paar düstere Worte gewechselt hat. Frau von Rotterring sah finnen zum Fenster hinaus, an dessen unterem Rande der Frost seine feine geäderten Blüten wab, und Hans hatte das Gefühl, als müsse er ihr für die Teilnahme danken, er vermochte aber die passenden Worte nicht zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pindbrille.

Aus der Gekichte der angewandten Optik. — Die Ursprünge der Brille. — Chinesische und japanische Brillen. — Schildebrillen der Eskimos. — Die wieder aufsteigende Pindbrille.

Sehr alt schon ist die Benutzung von wehr oder minder stark lichtbrechenden Gläsern, um die Schärfe des durch Krümmung oder Alter gewordenen Augensicht zu erhöhen. Nach Plinius hat bereits Nero — waspaß er oft als erster Monokelträger zitiert wird — durch ein in feinen Smaragd die Glabiatorenkämpfe beobachtet und aus dem spätklassischen terminus technicus für ein durchsichtiges Stein- oder Glasstück, berillus, ist auch der Name „Brille“ entstanden. Dennoch aber sind die optischen Hilfsmittel, die heute als eigentliche Brille bezeichnet werden, Veränderungen mit zwei Stufen zur Beschaffung des Getriebes hinter den Ohren, nicht die ersten und ursprünglichen in der Geschichte angewandten Optiken, sondern deren Stufen nehmen, wie Prof. Dr. Greff in der „Deutschen Optischen Wochenchrift“ mitteilt, die sogenannten Nier- und Vögelbrillen ein, die mit ihren Stielen noch nicht auf dem Nasenrücken schließbar aufzusetzen und zum Gebrauch mit der Hand vor die Augen gehalten werden mußten. Die ersten und primitiven Stufen von Augengläsern pflegt man übrigens auch als „Nasenreiter“ zu bezeichnen.

Vergewöhnlicht man sich die unbeholfene Anwendungsart solcher Vögelbrille, so erscheint es nur natürlich, daß man bald auf Mittel und Wege sann, den Brillen vor den Augen einen Halt zu geben. So kamen denn im 16. Jahrhundert die Wand-, Bind-, oder wie sie in der Regensburger Brillenmacherordnung genannt werden, Pindbrillen auf. Die erste Art dieser Brillen sind die Nierenbrillen. Die Ringe mit der Fassung wurde in einen breiten Riemen eingeklemmt; sie bekamen dadurch Halt vor den Augen, daß man die Nierenenden am Hinterkopf zusammenführte. Eine etwas elegantere Art der Pindbrillen sind die Fadenbrillen. Am Augenrand befestigt schlängelnd sind bei diesen Vögel angebracht, je eins oder häufiger zwei, durch welche Fäden gezogen werden, die hinter den Ohren zusammengeknüpft werden.

Einer solchen Fadenbrille begegnet man zum ersten Mal

auf dem Porträt eines paduanischen Gelehrten, des Hieronymus Capocaccio Paninus, Philos., et Medicus Professor, der im Jahre 1530 gestorben ist. Ferner erblickt man Fadenbrillen in späther Weise auf Porträts von der Hand des spanischen Malers Domenico Theotocopuli, der unter dem Namen El Greco bekannt ist. Das erste dieser Gemälde ist das Porträt des Kardinal-Inquiritors D. Fernando Rino de Guanoa, das ungefähr im Jahre 1595 zu Toledo gemalt worden ist. Der Kardinal ist in ganzer Figur auf einem Stuhl und trägt einen Kollerier mit gezogenen Kläppern, der mit doppelten Fäden hinter den Ohren befestigt worden ist.

Ferner werden in der Kapelle des heiligen Filippo Reel, des Gründers des Ordens der Draconier, im Palazzo Raffini alle Goldene zu Rom, drei Brillen dieses Heiligen aufbewahrt, die ausführlieh in einem optischen Prachtwerk von A. Heymann („Lunettes et Verres de la Bible“) beschrieben werden. Von diesen besitzt eine bessere Brille einen Stützort auf jeder Seite einen kleinen Ring, durch welchen eine Kordel ging, wie sich um die Ohren schlang, um die Brille vor den Augen im Klageschutze zu halten.

Weitere wertvolle historische Angaben über die Anfänge der Brillen finden sich in einem alten spanischen Buche, das im Jahre 1623 von Dava de Balde verfaßt worden ist, der Notar in Cordoba war. Hier heißt es in einem lehrreichen Dialog zu Gunsten der Fadenbrille: „Es gibt Menschen, die die Brille so sehr auf die Nase stemmen, daß sie nicht mehr frei sprechen können und der natürliche Ausfluß aus der Nase gehindert wird. Dann ist es schon besser, sie mit der Hand zu halten, als zu beschämen, daß die Nase nun einmal der Ort allein ist, für den die Natur den Kneifer bestimmt habe. Aber ich habe andere gesehen, die schlauer sind, und sie mit Korben an die Ohren anbinden, um so die Hände frei zu behalten.“ Somit darf man wohl annehmen, daß solche Fadenbrillen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts weit verbreitet gewesen sind, dann aber sind sie seltenerweise in Europa verschwunden.

Im 15. Jahrhundert sind nun die Brillen von Europa durch gelehrte Seiltänzer auch nach China gebracht worden, und bei dem konstanten Volk haben sich natürlich die altertümlichen Formen des Mittelalters bis in die Jetztzeit erhalten. So kamen auch dort noch, bis amerikanische und deutsche Firmen die Stangenbrillen einführen, die Fadenbrillen bis vor kurzer Zeit häufig vor. Die schwerfälligen Instrumente hatten wenig große runde Gläser aus hellem Bergkristall oder Rauch opas (vgl. Teufel, w. II. 11) die Farbe des Tees hatten, meist ohne optische Wirkung, und wurden als Zeichen der Gelbheit und der Würde, wohl auch als Schutzbrillen gegen grelles Sonnenlicht getragen. Von dort kamen die Brillen, wie so vieles aus China nach Japan. Die Japaner lieben offenbar die Fadenbrillen ganz besonders, und sie zeigen ihr noch eine kleine praktische Neuerung zu. Bei der mongolischen Kugel liegt der Nasenrücken, auf dem der Brillenstiel ruht, tiefer als bei den Europäern. Deshalb behindern die Kugelflächer vielfach die Atmung und den freien Blick, und die Japaner fügen aus diesem Grunde an den Stiel eine nach innen aufklappbare Stütze, die sich auf den Nasenrücken legt und so die Brille etwas weiter von den Augen abhört. Manchmal kommt zu dieser Kugelfläche auch noch eine Stützrinne hinzu.

Auch die Eskimos haben eine Art Fadenbrille. Diese Nordbewohner schnitzen sich aus Holz oder Seehundsrücken Brillen mit feilen Spalten vor den Augen, die ihnen Schutz vor der Schneebildung gewähren. Diese hölzernen Brillen haben seitlich Löcher, durch die die Eskimos schmale Streifen von Seehundstfell schnitzen, die sie hinter dem Kopf knüpfen.

Alles Alte kehrt einmal wieder, wenn auch in veränderter Form. Im Kriegsjahre 1916 kamen neue Brillen für Gasmaskeenträger auf, sog. W-Brillen. Diese tragen an kurzen Doppelarmen schmale Seitenbänder, die sich enger und weiter stellen lassen, und die sich mit ihren Schlingen um die Ohren legen und so die Brillen festhalten. Sie stehen den alten Pindbrillen sehr nahe.

Europäerleben im Jahre 1925.

Ein Blick in die Zukunft.

Der französische Humorist Pierre Milé gibt im Rahmen einer Lektüre von satirischen Schlaglichtern umhüllten Räuber in einer amerikanischen Kneipe einen langweiligen Ausblick in die nächste Zukunft, zu dem ihm der Traumschiff verholten haben soll, in den ihn eine bekannte Heilsehlerin aus der Pariser Salpêtriers, dem bekannten Heilsehlerin, verjagt habe. „Wir befinden uns im Jahre 1921. Ich bin noch immer Schriftsteller und abe recht und schlecht meine Tätigkeit aus. Der Butterpreis ist um 60 Prozent gestiegen, und ein paar Dauschuhc sollen jetzt die Kleinigkeit von 300 Francs. Der Tageslohn eines Arbeiters ist auf 35 Francs gesunken, während meine Entlohnung, wenn mich nicht alles täuscht, gegen die der früheren Zeit noch ein wenig geringer geworden ist. Doch keineswegs lasse ich den Mut sinken und beschleibe, nur um's emiger zu schaffen. Daß mein Umgang bedeutungsvoll sein wird, ist mir nicht anders als das nimmermehr unangenehm auf. Anzweifeln hat man aber auch den Arbeitstag gelebt, ich auf acht Stunden festgelegt, und das ist recht schlimm für mich, denn ich konnte schon bei geschäftlicher Arbeit meinen Lebensunterhalt nicht mehr betreiben. So meinen Angst laufe ich ins Arbeitsministerium, um mir dort Rat zu holen. Der Beamte, dem ich dort meinen Fall vortrage, lacht mir glatt ins Gesicht und befehrt mich darüber, daß für mich, den Heilsehler, das Gesetz überhaupt nicht in Frage komme, daß ich vielmehr, zum Unterchied von meinem Dausperjonal, solange arbeiten darf, wie es mir beliebt. Das beruhigt mich ein wenig, und ich beschleibe, mir Dausoc zum Wäster zu nehmen, natürlich nur in Bezug auf seinen gewöhnlichen Preis. Dauschuhc hat der Butterpreis um weitere 300 Prozent angezogen, und leberne Dauschuhc sind selbst für 500 Francs kaum noch zu bekommen. Ich beneide die Kriegsbefehlshaber, die nur noch ein Bein haben, aber da ich es nicht aber mich bringe, mir ein Bein amputieren zu lassen, so entscheide ich mich dazu, fortan nur noch Holzspantoffeln zu tragen, die nicht nur wärmer sind als Lederhühc, sondern auch nur 60 Francs kosten. Außerdem kann man sie, wenn sie abgetragen sind, als Feuerholz benutzen, was in dieser Zeit der Not noch keinen geringen Vorteil bedeutet. Das einzige Mangelstück bleibt mir, daß ich durch den Dausoc, den das harte Holz auf die Sohle ausübt, Fußschmerzen bekomme. Früher bekämpfte ich dies mit gutem Erfolg durch Antiprinittabletten, und esse deshalb auch jetzt zu einem Drogenhändler, um mich auch neue mit diesem Mittelmittel zu versorgen. Doch auch! Da der Dausoc mir für eine einzige Tablette ganze 25 Francs abverlangt, muß ich wohl oder übel auf den Verkauf verzichten und zu dem alten Verfahren der Korrekturen zurückgreifen, den heißen Stoff in einen Küber kalten Wasser zu setzen. Am nächsten Morgen will ich mir in der Küche ein Glas Summi holen, dabei bemerke ich mit Schrecken, daß die Summi-Kübel am Hahn der Wasserleitung undicht geworden ist. Aber ich habe Glück, ein Klemmermeister in der Nachbarschaft verpflichtet mich auf meine inständige Bitte, sofort einen Arbeiter zur Reparatur des Schadens zu schicken. Ein paar Stunden später stellt sich dann auch ein eleganter Kavalier mit Lackhosen und Gneecehandschuhen bei mir ein, der sich den Schaden an unserer Wasserleitung befreit, aber jede Hilfeleistung energisch ablehnt. Bei seinem Weggehen kommt meiner bewundernswürdigen Gattin anscheinlich das tabulose gefüllte Bettencissen-Bettchen der waghalsige Gedanke, an diesem Herrn im Kavalier die beschriebene Frage zu richten, ob er nicht vielleicht einen geeigneten Rat für . . . armen Mann hätte. Sie erhalte dank dem Eingreifen meiner sorgenden Dausfrau auch wirklich einen wundervollen Scherz, mit dem ich am nächsten Sonntag Aufsehen in der Straße erzeuge. Man läßt mich allgemein für einen Arbeitslosen, der von seinen Meuten lebt.

So habe ich mich allmählich und glücklich in das Jahr 1925 hineingeträumt. Es ist gerade ein Gesetz herausgekommen, das den Arbeitstag auf sechs Stunden normiert, weil nach der Ansicht der Abgeordneten diese Verkürzung der Arbeitszeit das einzige Mittel darstellt, die Erzeugung zu steigern. Dann bei dem achtstündigen Arbeitstag ist die Produktion immer weiter zurückgegangen und die Preise haben immer höher angezogen. Ein paar leberne Dauschuhc kosten jetzt 1200 Francs und ein paar Holzspantoffel 150 Francs. Durch diese Verteuerung auch des Holzschiffes haben